Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 1 — Marburg i. H., den 6. Januar — **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Aus Luthers Römerbriefkommentar von 1515 — Wer heute der Kirche einen Dienst tun will, der wirke in der Welt — Kirche und Religionsunterricht — Offene Kirchen — Goethe und die Persönlichkeitskultur. Eine Berichtigung — Eine unterbliebene Umfrage — Heimweh. Gedicht — Verschiedenes: Vom Lehrjungen zum Staatsbürger (Classen); Geschichte des jüdischen Volkes (Heman, Philippson); Eine alltägliche Geschichte (Gontscharow); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Aus Luthers Römerbriefkommentar von 1515

Vgl. 1909 Nr. 9. 46. 47. 49. 50. 52. 53

Wenn es keine göttliche Vorherbestimmung gäbe und das Heil in unserem Belieben und auf unseren Werken stände, so würde es auf den Zufall gestellt sein. (II, 208)

Es gibt einfach keinen Zufall bei Gott, sondern nur in unserm Wähnen. Denn kein Blatt vom Baume fällt auf die Erde ohne des Vaters Willen. Wie das Wesen der Dinge, so sind auch die Zeiten in seiner Hand. (II, 210)

Wer sich nicht selbst verleugnet und gelernt hat, seine Fragen in den Willen Gottes zu versenken und ihm zu unterwerfen, der wird immer fragen, weshalb Gott dieses und jenes wolle und tue, und niemals eine Antwort finden. (II, 212)

Anders muß man über Gott denken als über den Menschen. Er ist Niemandem etwas schuldig. (II, 213)

Ohne Kreuz und Leiden wird die Seele schlaff, stumpft ab, vernachlässigt das Verlangen nach Gott und dürstet nicht nach Gott, dem lebendigen Quell. (II, 215)

Das heißt selig sein, Gottes Willen und seinen Ruhm überall wollen und Eigenes gar nicht wünschen, weder hier noch im künftigen Leben. (II, 217)

W K

Wer heute der Kirche einen Dienst tun will, der wirke in der Welt

1. Kor. 3, 22 f. Matth. 5, 13

Der Satz, den wir über diesen Artikel und damit über unsern neuen Jahrgang geschrieben haben, hat uns im vorigen Jahre viel beschäftigt. Wir haben ihn bekämpft, freilich in seiner weiteren Fassung, auf die wir später noch zurückkommen. So, wie wir ihn in der Ueberschrift wiedergegeben haben, muß er lauten, wenn wir ohne Vorbehalt aus voller Seele ihm zustimmen sollen.

Man könnte die alte Wahrheit, die in dem Satze liegt, noch deutlicher ausdrücken. Etwa so: Wer als Christ seinem Gotte dienen will, der wirke in der Welt. Wie wir im Sinne Luthers die erste Bitte zu verstehen gewohnt sind: Geheiliget werde dein Name! Und wie der erste Johannisbrief uns lehrt: So Jemand spricht „ich liebe Gott" und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner; denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet?

Gott und die Seele! Die Seele und ihr Gott! wir wissen, daß es sich in der Religion letzlich immer wieder um dies Eine große persönliche Grundverhältnis handelt. Aber nun will die Seele ihrem Gott dienen; wie soll sie das machen? Es gibt nur Eine Antwort: sie wirke in der Welt.

Damit dient sie zugleich „der Kirche". Jener Kirche, von der Schleiermacher sagt, daß es nur Eine geben könne und dürfe, Religionen aber so viele als es Menschen gibt, die Religion haben. Die Seele dient Gott und der Kirche, das ist der Gemeinde der Gotteskinder auf Erden, indem sie in der Welt wirkt. Als Seele, in der Gottes Geist wohnt, und die darauf rechnet, daß dieser Geist auch in Andern wohnt, und daß diese Andern auch mit in der Welt wirken. Das muß denn ein fröhliches Zusammenarbeiten geben zur Ehre Gottes. Da muß Sein Reich obenauf kommen in der Welt — durch die Seinen.

Als das Wort auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß zu Heilbronn fiel, da hatte es freilich eine andere Front. „Wer heute der Kirche einen Dienst tun will, der wirke nicht für diese Kirche, sondern der wirke in der Welt."*) Der Redner nannte den so geprägten Satz selber „etwas paradox vielleicht". Er dachte dabei an die Kirchen, die im Laufe der Geschichte entstanden sind, von denen keine „die Eine" ist und keine „die wahre", sondern die alle nur vorübergehende Werkzeuge sind, sei es zum Guten, sei es zum Bösen. Und das paradoxe Wort sprach von einem wunderlichen Dienst, den der, der unsre evangelische Landeskirche, wie wir sie nun einmal haben, lieb hat, ihr tun solle: nämlich daß er nicht für diese Kirche wirke, sondern in der Welt.

Hier werden wir nicht müde zu widersprechen. Weg mit der Paradoxie! weg mit der Zweideutigkeit! Wer dieser Kirche einen Dienst tun will, der wirke für diese Kirche! Und indem er für diese Kirche wirkt, wirkt er in der Welt! Denn was ist denn diese unsre Landeskirche anders — als ein Stück Welt!

Wills Gott ein Stück Welt, in dem schon viele fromme Menschen, nun vierhundert Jahre lang, gearbeitet haben, und in der auch heute viele fromme Menschen arbeiten. Ein Ausschnitt jedenfalls nur aus einem großen Ganzen, bloß vorübergehend so geformt, vielleicht bestimmt bald ganz andern Gebilden Platz zu machen. Ein Gefäß voll Irrtum und Torheit, von Schlimmerem zu schweigen. Dennoch ein organisches Gebilde noch immer, in dem Leben pulsiert. Man hat nur die Wahl, dieses Leben zu pflegen oder verkommen zu lassen. Und wenn darauf die Gewissen gerichtet werden, dann hat Niemand das Recht die Paradoxie zu wagen: Wer heute der Kirche einen Dienst tun will, der wirke nicht für diese Kirche!

Wir an unserm Teil gedenken in der Kirche und für die Kirche zu arbeiten, solange sie da ist. Möglich, daß morgen der Sturm sie umwirft wie ein Zelt. Dann wird ein neues Obdach aufgerichtet werden für die, die sich im Glauben verstehen. Aber noch ist für uns die Gewissenspflicht nicht da, aus Treue gegen die Idee der Kirche ihrer unvollkommenen Verwirklichung in der reellen Landeskirche, der wir zugehören, Valet zu sagen.

Wer aber schon heute zu keiner Landeskirche gehört, der

*) S. 133 der Verhandlungen. (Göttingen, Vandenhoeck 1909.)

wird an seiner „Kirche", seiner Religionsgemeinschaft, sie mag heißen wie sie will, auch genug zu tragen haben. Je weniger, desto besser für ihn und für uns. Mag er uns dann die Baurisse zeichnen, nach denen auch wir in Zukunft unsre Kirchen bauen sollen! Wer freilich gar keiner Art „Kirche" angehört, von dem werden wir in dieser Hinsicht nichts zu empfangen oder zu lernen haben.

Der Grundgedanke aber unsers „paradoxen" Satzes ist echt und wahr. So wie wir ihn in der Ueberschrift gefaßt haben. Was sind wir Gott, was sind wir seiner „Kirche", seiner Kinderschar, seinem Werke unter den Menschen schuldig? Nur Eines! Wirken in der Welt.

Was sind die Kirchen selber, die verschiedenen geschichtlich gewordnen Kirchentümer, von der orientalisch-orthodoxen bis zur jüngsten Gemeinschaft, Gott und seinem heiligen Geiste schuldig? Nur Eins! Wirken in der Welt.

Was ist die evangelisch-deutsche Landeskirche mit ihren Konsistorien und Synoden, mit ihrem ganzen bureaukratischen Apparat, mit all den Menschen, die sie unterhält und in Bewegung setzt, dem Gott der Geschichte, die sie gemacht hat, schuldig? Eines nur!

Wirken in der Welt.

Was ist die einzelne Kirchgemeinde mit ihrem Pastor, ihrem Gemeindekirchenrat, ihren Einrichtungen, ihren einzelnen Gliedern allen, ihrem Gott und ihrem guten Namen schuldig?

Wirken in der Welt.

Was haben wir zu tun, die wir ein jeder auf seinem Posten stehn und unsers „religiösen Individualismus", unsrer geistigen Freiheit uns freuen, um dennoch nicht als Atom in die weite Leere zu verschweben, ungewiß, welcher neuen Kombination der Elemente wir verfallen?

Wirken in der Welt.

Es ist einer der gesundesten Lebensgedanken des Protestantismus, daß er uns mit unserm Gottes- und Kirchendienst ganz an die Welt und in die Welt gewiesen hat. Kein Verweilen beim Genuß Gottes und beim Genuß der frommen Gemeinschaft. Unablässig und unermüdet hinein ins Leben: arbeiten und schaffen! Die Kirchen und ihre Gottesdienste nur die Sammelbecken und Talsperren, die ohne Unterlaß uns mit Kräften speisen; aber wir selber der Strom, Welle an Welle eilig dahin flutend, nicht unnütz, sondern segnend durch die Lasten, die wir tragen, durch die Werke, die wir treiben, durch die Frische und Fruchtbarkeit, die wir verbreiten. Wenn die christlichen Kirchen erst nicht mehr wirkende, segnende Menschen stellen werden, dann wirds freilich mit ihnen vorbei sein. Und manchmal kann einem darum bange werden. Der Staat und die Gemeinde, die Gesellschaft, das wirtschaftliche, das nationale und internationale Leben unsrer Tage schreit nach Christen, die wirklich Christen sind: nach zuverlässigen, hingebenden, tapferen und opferfreudigen Menschen. Menschen, klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Wie wenige hören den Schrei! Wie oft wendet sich „die Welt" enttäuscht ab von den Christen, die noch immer unübertroffene Ideale ihr eigen nennen und unüberbietbare Prätensionen damit verbinden, — aber wo bleibt die Leistung und die Kraft?

Wer heute der Kirche einen Dienst tun will, der wirke in der Welt! R

Kirche und Religionsunterricht

1. Die Lage

Der Kampf um den Religionsunterricht ist vorläufig nur an einzelnen Punkten, besonders im Königreich Sachsen, hart entbrannt. Aber wie lange wird es dauern, bis er den gesamten deutschen Protestantismus ergriffen hat? Er wächst mit innerer Notwendigkeit aus der Lage von Kirche und Schule heraus. Es scheint nur so, als ob er in erster Linie um Dogma, Kritik und Katechismus geführt würde. Solche Fragen stehen im Vordergrunde, weil an ihnen die tiefer liegende Spannung besonders aufregend zu Tage tritt. Die heutigen Lehrer sind zumeist so unterrichtet worden, daß sie das Weltbild der modernen Naturwissenschaft und die historische Kritik für selbstverständlich halten, zugleich aber die Kirche fast unlöslich mit dem antiken Weltbild und dem Widerstand gegen eine historische Kritik an Bibel oder Dogma verkettet sehen. So glauben sie sich kraft ihrer Bildung der Kirche überlegen; und da die seminaristische Schulung mehr Vielseitigkeit und Menge des Wissens als philosophische und historische Vertiefung erzielt, pflegt dies Hochgefühl auch nicht durch Einsicht in die Grenzen und Schwankungen aller wissenschaftlichen Erkenntnis, oder anderseits in den inneren Wert der kirchlichen Güter gemildert zu sein. Kein Wunder, daß der Lehrer die Kirche als wissenschafts- und kulturfeindlich fürchtet oder verachtet. Immerhin hat er diese Empfindung leider mit der großen Menge der Gebildeten und Halbgebildeten gemein, die doch zu einem guten Teil kirchentreu bleibt; und wenn er mehr darunter leidet, weil er eben über die strittigen Dinge unterrichten soll, so hat er doch anderseits die Erkenntnis voraus, welche erziehende Kraft dem Christentum trotz aller Dogmen innewohnt. Er könnte also eben so gut auf eine Reform wie auf eine Ablehnung der Kirche kommen.

Ihren Stachel, ihre Wucht, ihre gewaltige Stoßkraft erhält die Bewegung der Lehrer vielmehr erst dadurch, daß sich in ihr mit der wissenschaftlichen und religiösen Dogmenfeindschaft ein mächtig gesteigertes, außerordentlich empfindliches Amts- und Standesbewußtsein verbindet. Vielleicht würde es sich weniger scharf gegen die Kirche kehren, wenn diese zur rechten Zeit williger gewesen wäre, die geistliche Orts- und Kreisschulaufsicht preiszugeben. Sie war sich mit Recht bewußt, daß ihre Herrschaft ursprünglich vernünftig und wohltätig war; die Lehrerschaft dagegen steht überwiegend unter dem Eindruck: Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage. Heute wird nun diese Aufsicht auch von den Pfarrern immer allgemeiner als kirchlich wertlos erkannt, und über kurz oder lang wird sie als Prinzip dahinfallen.*) Damit verschwände eine Ursache dauernder Spannung und zahlloser häßlicher „Fälle".

Der Kampf um den Religionsunterricht aber würde bleiben. Denn gerade auch seine Organisation und Behandlung durch die Kirche fordert das Standes- und Amtsbewußtsein der Lehrer heraus. Ein Blick auf die Lage des Religionsunterrichts an den höheren Schulen beleuchtet am besten den Mißstand. Zwischen seinen Trägern und der Kirche brauchte wahrlich keine Spannung zu sein. Ihre Vorbildung ist in manchen Ländern ganz, in andern teilweise die gleiche wie die der Geistlichen; die Kirchenregierung, die eine gewisse Aufsicht übt, zeigt meist ein verhältnismäßig hohes Verständnis für ihre Schwierigkeiten und Aufgaben; und die Peinlichkeiten der Ortsaufsicht fallen hinweg. Trotzdem behaupte ich, gestützt auf die Erfahrungen einer eigenen, an zwei sehr verschiedenen Orten geübten achtjährigen Lehrerpraxis, auf Beobachtungen von Kollegen und Lektüre von Kirchenzeitungen, daß auch hier weithin eine solche Spannung besteht.**) Gewiß gibt es hier mehr Ausnahmen als bei der Volksschule, vielfach sogar ein treffliches Wechselverhältnis: aber nicht dank den Verhältnissen, sondern dank den besonderen Verdiensten der beteiligten kirchlichen und pädagogischen Persönlichkeiten. Ueblich und in der heutigen Lage begründet ist vielmehr Mißtrauen auf kirchlicher und verdrossene Zurückhaltung auf pädagogischer Seite.

Woher diese Spannung? Sie dürfte vor allem zwei Gründe haben. Der erste liegt in den übermäßigen Ansprüchen, die an die Leistungskraft des Religionsunterrichts gestellt werden. Wie

*) Das soll nicht heißen, daß die Uebertragung der Schulaufsicht an den Pfarrer überall aufhören müßte. Vielfach werden heute noch die Verhältnisse so liegen, daß die Ortsaufsicht, wo man sie für nötig hält, am besten und einfachsten durch den (etwa besser dazu vorgebildeten) Pfarrer geleistet wird. Aber das müßte von Kirche und Einzelpfarrer als schweres Opfer empfunden werden. Und sofern es die Arbeitskraft des Pfarrers in Anspruch nimmt, müßte er oder für ihn die Kirche zur Dokumentierung dieser Tatsache Anspruch auf Vergütung erheben.

**) Mit Einzelheiten will ich die Leser nicht ermüden. Nur soviel, daß meine Erfahrungen sich wesentlich auf das Königreich Sachsen, sogar auf weitsichtig geleitete Kirchenzeitungen wie das Neue Sächsische Kirchenblatt, auf Vorgänge in den Landessynoden und Anderes beziehen. Nicht nur Lokalpatriotismus läßt mich annehmen, daß es anderswo mindestens nicht besser steht.

überhaupt der Deutsche von der Schule alles Heil erwartet, so soll schon der Religionsunterricht die Menschen zu Christen machen. Wenn die Jugend trotz langjähriger religionspädagogischer Behandlung keine Tugend hat, wenn die Bibel- und Katechismusfestigkeit früherer Zeiten allmählich schwindet, wenn die Schüler sich gern von Kirchgang und Abendmahl zurückhalten, wenn die Zahl der Theologiestudierenden dauernd abnimmt — an wem kann es liegen als am Lehrer? So hören wir in Gesprächen, in Kirchenzeitungen und Synoden. Nun, daß mancher Religionsunterricht gleichgültig macht oder abschreckt, ist zweifellos — ebenso zweifellos wie die andere Tatsache, daß mancher Geistliche seine Gemeinde aus der Kirche hinauspredigt. Aber deshalb ist der Religionsunterricht so wenig wie die Predigt an der Unkirchlichkeit des Volkes schuld. Sie wurzelt weit tiefer als in den etwa zu beobachtenden geringen Leistungen eines einzelnen Standes; sie ist mit innerer Notwendigkeit aus der Entwicklung der Kultur und Kirche im neunzehnten Jahrhundert herausgewachsen. Die meisten Schüler entstammen heute Familien, in denen weder Hausandacht noch Bibellektüre noch Kirchgang, oft nicht einmal Abend- oder Tischgebet mehr üblich ist; manche bringen gar aus der Familie den Spott über Religion und Kirche in die Schule hinein — wahrlich, es ist kein schlechtes Zeugnis für die Religionslehrer, daß unsere höheren Schulen immerhin noch so viele Studenten der Theologie in die Welt schicken können, und daß unsere Gebildeten noch immer ein gut Teil der christlich-sittlichen Weltanschauung festhalten. Wenn die Männer der Kirche noch mehr vom Religionsunterricht erwarten, dann ahnen sie eben nicht, wie schlecht heute die Lage der Kirche ist. Die Folge ist für sie selbst Mißtrauen gegenüber den Lehrern, für diese das bittere Gefühl, in ihrer religionspädagogischen Arbeit von den Nächstbeteiligten nicht verstanden zu werden.

Der zweite Grund ist, daß die Kirche sich noch nicht entschlossen hat, den Religionsunterricht wirklich als eine kirchliche Funktion zu betrachten. Sie beansprucht die Aufsicht darüber, gibt aber seinen Trägern keine Gleichberechtigung mit den „Geistlichen". Hier wirkt der katholische Priesterbegriff aufs stärkste nach. Weshalb hat man bei der Ergänzung der kirchlichen Organisation durch Presbyterien und Synoden nicht der Religionslehrer gedacht? Nur in ganz wenigen deutschen Ländern gehören sie als solche zum Presbyterium oder zum Kirchenvorstand. Nirgend, so viel mir bekannt ist, haben sie eine Vertretung in den Synoden. Und was man in der Organisation versehen hat, das macht man auch in der Praxis nicht besser. Höchst selten kommt ein Religionslehrer durch Wahl, fast nie durch landesherrliche Ernennung in die Synoden. Gerät etwa ein ehemaliger Religionslehrer in Synode oder gar Kirchenregiment, so ist das Zufall, nicht Anrecht. So beschließen die Synoden über Fragen des Religionsunterrichts ohne jede Gewähr der fachmännischen Beratung. Gerade das widerspricht dem modernen Amts- und Rechtsgefühl am meisten. Wären die Synoden rein demokratische, durch freie Wahl zusammengesetzte Körperschaften, so würde den Religionslehrern der Gedanke eigener Vertretung nicht kommen. Das Aergerliche liegt darin, daß die Geistlichen eine so starke Standesvertretung und damit die alleinige geistige Leitung besitzen. Wenn demgegenüber der Religionslehrer als Objekt kirchlicher Herrschaft und Aufsicht betrachtet, von der Mitarbeit am kirchlichen Organismus aber ausgeschlossen wird, wie soll dann das Bewußtsein des kirchlichen Dienstes in ihm aufkommen? Er ist berufsfreudiger Diener der Schule und damit des Staates oder der Ortsgemeinde. Er ist auch begeisterter Religionslehrer. Wenn er sich aber vielleicht bei Antritt seines Amtes dadurch zugleich als Diener der Kirche fühlte, so wird dies Bewußtsein aus Mangel an kirchlichem Widerhall und Zusammenhang nur allzu leicht vor dem starken, alles erobernden Schulbewußtsein ersterben.

2. Los von der Kirche?

So erhebt sich die Frage: ist es nicht für alle Beteiligten am besten, den Religionsunterricht gänzlich von der Kirche zu trennen, ihn lediglich als ein notwendiges und wertvolles Stück der Schule zu betrachten, ihn also durchaus unter staatliche Aufsicht zu stellen? Hier die Schule mit historisch und ethisch-religiös geartetem Religionsunterricht, dort die Kirche mit ihrem religiös-dogmatischen Konfirmandenunterricht und ihrem Kindergottesdienst: gibt das nicht eine reinliche Scheidung?

So denken heute zahlreiche Volksschullehrer, so fordern die Zwickauer Thesen, so ist es eben in Meiningen beschlossen worden, so denken laut oder leise viele Männer des Staats und der Kirche. Es läßt sich nicht leugnen, daß wichtige Gründe dafür sprechen. Wenn der Religionslehrer sein Bestes geben und lebendig auf die Kinder wirken soll, so muß er frei sein von dogmatischem Zwang. Nun ist aber die Kirche ohne dogmatischen Zwang vorläufig undenkbar — also die Parole für den Religionslehrer: Los von der Kirche! Dann fielen zugleich seine bewußten oder unbewußten Mißstimmungen gegen die Kirche hinweg: er könnte objektiver über sie denken und würde den Kindern leichter kirchlichen Sinn einflößen als jetzt. Dazu das organisatorische Einfachheits- und Reinlichkeitsgefühl: vielen Menschen würde es an sich als Fortschritt erscheinen, wenn die beiden Organisationen sich nicht mehr kreuzten.

Allein durchschlagen können solche und ähnliche Gründe nicht. Der Kampf des Dogmas gegen Kritik und religiöse Freiheit muß auch nach der Trennung von Kirche und Religionsunterricht bleiben, so lange die kirchliche Entwicklung nicht eine andere Stufe erreicht hat. Nur wird er aus dem Gewissen des Lehrers in das der Kinder verlegt, die vielleicht vom Lehrer ganz Anderes als vom Geistlichen hören. Ob aber das ein Vorteil wäre? Und von da aus müßte er immer aufs neue bei Eltern und Lehrern, oder zwischen Kirche und Schule entbrennen. Die Kirchenparteien, die auf dogmatische Bindung drängen, wissen den Religionsunterricht und den Lehrer auch außerhalb der Kirche im Staatsgefüge zu treffen. Die konservativen Parteien, die maßgebenden Persönlichkeiten der Staats- und Schulverwaltung arbeiten in dieser Beziehung oft zielsicherer und schärfer als alle kirchlichen Instanzen. Und daß an sich staatliche Behörden, seien es Juristen oder Pädagogen, fähiger als kirchliche sein sollten, die religiöse Selbständigkeit des Lehrers zu schätzen, scheint mir absurd. Jetzt fehlt es meist beiden an Verständnis für evangelische Freiheit — voraussichtlich aber wird die Not der Zeit es eher in der Kirche als im Staat erzwingen. Dazu sollten die Lehrer mit ihrer Kraft helfen, statt sich neben die Kirche zu stellen. Endlich der Sieg jenes organisatorischen Reinlichkeitsgefühls würde doch wesentlich nur bureaukratische Vorteile, einfachere Listen- und Verwaltungsführung bringen. Er würde die Kompliziertheit der Sache nicht ändern. Denn diese Kompliziertheit ist damit gegeben, daß sowohl die politische Verwaltung von Staat und Gemeinde wie anderseits die Kirche notwendig ein Interesse am Religionsunterricht haben. Wenn aber die Interessen sich kreuzen, wäre organisatorische Einfachheit eine Fälschung.

Der Religionsunterricht gibt also keine entscheidenden Gründe gegen die kirchliche Aufsicht. Er kann unter jeder Organisation gedeihen und unter keiner die Menschen in Engel verwandeln. Mindestens ein Ziel wird er sogar leichter erreichen, wenn die Lehrer sich nicht nur persönlich, sondern auch beruflich als Diener der Kirche fühlen. Er wird die Kinder mit größerer Selbstverständlichkeit in die religiöse Gemeinschaft, d. h. unter den gegebenen Verhältnissen in die Kirche, hinein erziehen — nicht als bloße Nummern oder Objekte kirchlicher Herrschsucht, sondern als lebendige, das Gesamtgebäude mittragende Glieder des Kirchenvolks. Steht der Lehrer als solcher neben der Kirche, so wird er unwillkürlich in die Gefahr geraten, in den Kindern das Bewußtsein einer vielleicht wohlmeinenden „objektiven" aber innerlich teilnahmlosen Ueberlegenheit auszubilden. Hier liegt einer der verhängnisvollsten deutschen Nationalfehler; er kann nur entkräftet werden, wenn Jeder sich von vornherein als mitverantwortliches Glied der Gemeinschaft fühlen lernt.

Was also im Grunde die Entscheidung geben muß, das ist das Interesse der Kirche, das sich recht betrachtet mit dem des Religionsunterrichts und des Kirchenvolkes deckt. Dabei geraten wir freilich in das Bereich einer umfassenderen Streitfrage, der Frage nach dem Verhältnis von Staat und Kirche. Sie läßt sich hier im Vorübergehen weder lösen noch skizzieren. Ich

stelle nur wenige Sätze auf, nicht um Andersdenkende zu überzeugen, sondern um die eigenen Voraussetzungen anzudeuten. Der Zug der Entwicklung geht zweifellos auf größere Selbständigkeit der Kirche. Der Staat ist dank der Mischung der Konfessionen und Religionen und vollends seit Einführung des Parlamentarismus ein anderer geworden, weniger fähig als früher, von sich aus die Sache der Religion zu führen; aber auch unsre Kirche wird eine andere, sofern sie sich allmählich mit einem wachsenden Bewußtsein ihrer Sonderziele und Sondergaben erfüllt. Sie weiß heute besser als je, daß die Religion nicht schlechthin die höchste Blüte der Kultur ist, sondern trotz der engen Beziehungen zur Kultur ihr eigenes, auch mit der Sittlichkeit nicht identisches Gebiet hat. Ja sie steht in einer prinzipiellen Spannung zur Kultur; und gelegentlich muß die prinzipielle Spannung zum Kampfe mit ganzen herrschenden Kulturströmungen führen. Nun kommt aber auch die idealste — an sich kaum giltige — Fassung des Staatsbegriffs nicht höher hinaus, als daß er die Organisation der sittlichen Kultur darstellt. Daraus ergibt sich als notwendige Folge, daß die Religion einer besonderen Organisation bedarf, die ihre heiligen Interessen unter Umständen auch gegen den Staat vertreten kann. Je mehr in unseren Tagen die Kultur und mit ihr kraft des Parlamentarismus der Staat sich religiösen oder doch christlichen Motiven entzieht, desto energischer muß die Kirche ihre Selbständigkeit betonen, und desto mehr müssen bewußte Christen wünschen, daß ihre Kirche in eigenen Formen blüht. Daß die Stärkung der Kirche zu einem katholischen Kirchenchristentum führt, brauchen wir wahrlich nicht zu fürchten. Schon im Altprotestantismus hat das evangelische Gewissen siegreich dagegen reagiert, und im neunzehnten Jahrhundert ist die mächtige katholisierende Welle trotz der Gunst der allgemeinen Reaktion und zahlreicher noch heute fortwirkender Einzelerfolge doch im ganzen an der religiösen und wissenschaftlichen Festigkeit des Protestantismus zerschellt. Sicherlich haben sich seitdem aus der Mehrheitsherrschaft der Synoden neue Bedenken ergeben. Allein es wäre Kleinmut, etwas Anderes daraus zu folgern als die Reformbedürftigkeit der Synoden. Gefahren und Krankheiten häufen sich, je selbständiger ein Kind ins Leben tritt; wird man es deshalb im Kinderzimmer einschließen oder an die Schürze der Mutter binden? Vertrauen auf die Kraft Gottes, die noch nirgend stärker gewaltet hat als im evangelischen Gewissen, das allein kann uns helfen. Unevangelisch wäre es höchstens, die positiven Beziehungen der Kirche zum Staate abzubrechen. Und gerade sie bieten sich durch den Religionsunterricht (und die theologischen Fakultäten) von selbst.

Wir wünschen also eine innerlich starke und echt evangelische Volkskirche. Das kann unsere Kirche nur werden, wenn sie den Kräften des Evangeliums eine weit reichere und vielseitigere Auswirkung gewährleistet, wenn sie ihre Wurzeln nahrungsuchend tiefer und tiefer in das christliche Volksleben hineinsenkt. Die heutige Kirche ist noch immer überwiegend Konsistorial- und Pastorenkirche, ohne rechte direkte Fühlung mit den Bedürfnissen und Kräften, die im Kirchenvolke leben. Die wichtigsten Berührungen zwischen Volksleben und evangelischem Christentum vollziehen sich vielmehr im Religionsunterricht und im Vereinswesen. Wenn sie den Landeskirchen mehr als jetzt zu gute kommen sollen, so bedarf es einer möglichst engen Verbindung mit ihnen. Es scheint mir daher nach wie vor*) eine wichtige Aufgabe zu sein, das Vereinswesen, wenigstens so weit es über das Stadium des Experimentierens, der Patrouillen- und Pionierdienste hinausgewachsen ist, der Kirche irgendwie organisch anzugliedern. Was aber den Religionsunterricht betrifft, so leistet er schon jetzt der Kirche für ihre Verbindung mit dem Volksleben wichtige Dienste. Lehrende und Lernende stehen wirklich im Volksganzen drin und vermitteln diesem etwas von den Schätzen der Kirche. Man breche ihn aus dem kirchlichen Zusammenhang heraus, und die Kirche verliert mit einem überaus wichtigen Tätigkeitsgebiet die wichtigsten Kanäle ihres Einflusses, ein gut Teil ihrer allgemeinen Bedeutung. Freilich umgekehrt ist bisher wenig Einfluß zu spüren; von den besonderen Kräften, die sich bei der pädagogischen Darbietung des Evangeliums entwickeln, hat die Kirche dank ihrer mißtrauischen Stimmung vorläufig kaum irgendwo Gebrauch gemacht. Aus der Anwendung des Christentums im praktischen Leben und im „geistlichen Beruf" zieht sie ihr Lebensblut, dem Lehrberuf gegenüber aber hat sie bisher verschmäht, die Rolle des Empfangenden zu spielen. Vielleicht erkennt sie endlich, wie viel frisches Blut sie auch hier gewinnen könnte. Darum kann es für den Religionsunterricht nicht heißen „Los von der Kirche", sondern „Hin zur Kirche". Wer eine blühende Volkskirche will, der muß einen in aktiver wie passiver Beziehung kirchlichen Religionsunterricht wollen.

3 Der Religionsunterricht als Sache der Kirche

Wehe der Kirche, wenn sie den Religionsunterricht nur als Herrschaftsgebiet festhalten wollte! Alle jetzigen Uebelstände würden bleiben; ja sie würden sich ins Unermeßliche vermehren, da dieser Sieg durch gewaltsame Unterdrückung der Lehrer gewonnen, also mit ihrer gesteigerten Unlust erkauft werden müßte. Ein Pyrrhussieg von schlimmster Art! Bald genug würde die Kirche sich genötigt sehen, ihren — pädagogisch meist ungenügend vorgebildeten — Pfarrern den Religionsunterricht zu übertragen, und das in einer Zeit, die täglich neue Ansprüche an die Pfarrer stellt und die Zahl der Theologiestudierenden zusammenschmelzen sieht! Die Ausscheidung aus dem Schulorganismus oder doch der fakultative Charakter des Religionsunterrichts wäre nur noch eine Frage der Zeit — wirkliche volkskirchliche Züge gingen über kurz oder lang verloren.

Nicht Herrschaftsgebiet, sondern Wirkungsgebiet muß der Religionsunterricht sein; nicht unter, sondern neben dem Predigtamt muß er stehen. Daraus ergibt sich wenigstens für die Volksschulen eine andere Regelung der Aufsicht, als sie meist jetzt besteht. Sie muß prinzipiell der des Predigtamtes ähnlich erfolgen; d. h. die Aufsicht soll nicht den Ortspfarrern sondern selbständigen Organen des Kirchenregiments obliegen, die mit der theologischen eine volle pädagogische Ausbildung verbinden. Wie die Bezirke dafür geschaffen werden und wie der Ausgleich mit der staatlichen Schulaufsicht erfolgt, sind technische Fragen, die uns hier nicht beschäftigen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Und Eins scheint klar: der Religionslehrer als solcher braucht heute im Zeitalter der gesteigerten Berufsstrenge, des Verkehrs, der Elternbeteiligung und der alle Mißstände automatisch rügenden Presse eine beständige Ortsaufsicht so wenig wie der Pfarrer, zumal ja die allgemeine Schulaufsicht auch seinen Religionsunterricht umfassen kann. Viele Peinlichkeiten im Verhältnis von Pfarrer und Lehrer würden dadurch wegfallen; die persönliche Empfindlichkeit, die auf Seiten der Lehrerschaft heute mit Recht oder Unrecht infolge des gesteigerten Standesbewußtseins eine so große Rolle spielt, würde weniger Zündstoff finden.

Freilich genügen können solche äußere organisatorische Aenderungen nicht. Das ist an sich selbstverständlich, wird aber für unser Gebiet auch durch jene Spannung zwischen Geistlichen und theologisch gebildeten Religionslehrern bewiesen; sie besteht, obwohl die Aufsicht bereits ähnlich geordnet ist, wie es eben für die Volksschule gefordert wurde. Wirklich wertvoll sind äußere Aenderungen nur, wenn sie aus inneren Wandlungen entspringen. Und diese inneren Wandlungen müßten vor allem an den beiden Punkten erfolgen, aus denen wir die Spannung zwischen Geistlichen und theologisch gebildeten Religionslehrern erwachsen sahen. Man muß aufhören, an den Religionsunterricht Anforderungen zu stellen, die er nicht erfüllen kann. Dazu gehört z. B., daß man vom Religionslehrer in demselben Augenblick zur Entlastung des Konfirmandenunterrichts rücksichtslose Einpaukung des Memorierstoffs und zugleich mehr religiössittliche, innerliche Anfassung der Kinder verlangt; denn beides schließt sich zwar nicht aus, steht aber bei normaler Lehrerkunst (auf geniale darf man seine Forderungen nie zuspitzen) und Schülerempfänglichkeit in ziemlicher Spannung. Dazu gehört

*) Vgl. 1907 Nr. 34: Neue Organe der Kirche. Die Einwendungen von Sulze und von Mulert (1907, Nr. 37 und 39) sind sicherlich zum Teil berechtigt, treffen aber doch den Grundgedanken meines Aufsatzes nicht, können also auch weder meine Ueberzeugung erschüttern noch mich zur weiteren Erörterung veranlassen.

ferner vor allem, daß man den Religionsunterricht der höheren Schulen nicht mehr für die Unkirchlichkeit der Gebildeten oder den Rückgang der Theologiestudierenden und den der Volksschule nicht mehr für die Unkirchlichkeit der Massen verantwortlich macht. Statt auf einzelne Stände zu schelten, sollte man das Uebel an der Wurzel packen und um Mittel ringen, die ewigen Güter der Kirche in ihrem wahren, nur allzu oft von Menschenweisheit und Gewohnheit verdunkelten Glanze leuchten zu lassen.

Gerade dazu hilft nun die Erfüllung des anderen Verlangens, den Religionsunterricht als Quell besonderer kirchlicher Gaben und Kräfte anzuerkennen. Es geschieht erst dann ganz, wenn man ihn als eine dem Predigtamt gleichgeordnete kirchliche Funktion dem Organismus der kirchlichen Selbstverwaltung einfügt und damit seinen Trägern ähnliche kirchliche Rechte wie den Geistlichen verleiht. Und zwar auf allen Stufen. Der Religionslehrer der Gemeinde oder, wo es viele sind, ein von ihnen gewählter Vertrauensmann, gehört dem Kirchenvorstand an. Wenn Kirchen- und Schulbezirke sich nicht decken, so muß irgendwie dafür gesorgt werden, daß jeder Kirchenvorstand Vertreter der in seinem Bezirk amtierenden Religionslehrer erhält. Die Religionslehrer eines Kreises oder einer Diözese müßten, soweit sie theologisch gebildet sind, alle persönlich, die Menge der übrigen durch eine ausreichende, das rechte Zahlenverhältnis zu Theologen und Laien herstellende Anzahl von Vertrauensleuten in den Kreis- oder Diözesansynoden vertreten sein. So lange das heutige Filtriersystem besteht, hätte diese Instanz die weitere Auswahl der Religionslehrer für die Hauptsynode zu besorgen, möglichst mit irgendwelchen Vorsichtsmaßregeln zum Schutze der Minoritäten. Besser aber wäre wohl eine organisatorische Zusammenfassung aller Religionslehrer nach Bezirken analog den Pastoralkonferenzen, mit denen sie bei Beratung vieler Stoffe zusammentagen könnten, und eine Wahl der Synodalen durch diese Versammlungen.*) Gewiß hat die Durchführung dieser Vorschläge gerade heute ihre Schwierigkeiten. Zwar an dem guten Willen des Staates und der Ortsgemeinde, ihre Lehrer so aktiv am kirchlichen Organismus mitarbeiten zu lassen, würde es kaum fehlen. Wohl aber scheint die unkirchliche Stimmung der Volksschullehrer ein Stein des Anstoßes. Darauf kann ich nur fragen: Was ist das beste, das einzige Mittel, um feindselige, mißtrauische und skeptische Gemüter zu gewinnen? Es ist der Beweis eines großen, echten Vertrauens. Zeigen wir den Lehrern, daß wir sie und ihre Arbeit von Herzen schätzen, und zwar nicht nur platonisch, sondern unter Teilung der bisher von den Geistlichen allein besessenen Vorrechte — so werden wir viele sofort gewinnen; andere werden allmählich folgen, wenn sie sehen, daß dieses Vertrauen nicht im Einzelnen wieder durch den Bazillus der Furcht und die Politik der Nadelstiche gestört wird.

Wahrlich es lohnt sich, in dem Kampf um den Religionsunterricht etwas Hohes einzusetzen. Nur so kann es verhindert werden, daß ein großer einflußreicher Stand sich völlig von der Kirche löst und die Kirche einen ihrer besten volkskirchlichen Züge verliert. Noch wichtiger aber ist der positive Fortschritt, der darin liegt: die größere Gerechtigkeit in der kirchlichen Wertung der verschiedenartigen Arbeit am Evangelium; eine Fülle von Anregung durch das Zusammenarbeiten verschiedener Berufe und verschieden gearteter Standestypen; die Gewinnung eines aufwärts strebenden Standes mit opferbereiter Tatkraft für den Ausbau der Kirche und ihren Einbau in das moderne Leben. Dazu werden die Religionslehrer als indirekte Mitgift Etwas in die Kirchenvorstände und Synoden hineinbringen, das wir heute schmerzlich entbehren: die innere Teilnahme weiterer Kreise. Gewiß würde die Durchführung dieser oder ähnlicher Vorschläge auch den Lehrern selbst ein Segen werden und ihre Freudigkeit zum Religionsunterricht steigern, selbst wenn in dem herrschenden Zustand des Kampfes die radikalen Kreise solche Verkirchlichung ablehnen. Der größere Segen aber fiele der Kirche zu — und sie bedarf sein am meisten.

Horst Stephan

*) Die Zahl der theologischen und seminaristischen Delegierten braucht bei diesen prinzipiellen Erörterungen nicht berührt zu werden. Sie müßte sich nach der Zahl der Schulen einerseits, der geistlichen Vertreter anderseits richten. Das bisherige Zahlenverhältnis der theologischen und der Laienvertreter bliebe fast unverändert, wenn die theologisch und seminaristisch gebildeten Lehrer gleichmäßige Vertretung erhielten. Doch ist das ein Gesichtspunkt, der nach veralteten katholischen Gegensätzen schmeckt, und der auf die Lehrer im Grunde nicht paßt. „Laien" gibt es im Protestantismus nicht. Die sogenannten Laienvertreter in den heutigen Synoden haben ihr Daseinsrecht vielmehr darin, daß sie den Stand der Hausväter und damit auch eine Art geistlichen Stand vertreten. Es würden also dann drei Stände in den Synoden zusammentagen: die Prediger, die Lehrer, die Hausväter. Dazu müßten Delegierte der großen Vereine treten: das gäbe Synoden, die der kirchlichen Arbeits- und Gabengemeinschaft entsprechen, statt der künstlichen, nach äußerlichen Gesichtspunkten geordneten Gebilde von heute.

Offene Kirchen

Es gibt Fragen, die periodisch auftauchen, lebhaft besprochen werden und dann wieder verschwinden, weil kein materielles Interesse beteiligt ist, welches eine Lösung erzwingt. Jeder Fortschritt in Kirche und Staat setzt voraus, daß den Vertretern des Bestehenden das stumpfe Behagen des reinen Beharrens durch einen allgemeinen und nicht aussetzenden Lärm gestört wird, der ihnen schließlich das Aufgeben eines Vorurteils oder einer Gewohnheit als das geringere Uebel erscheinen läßt. Die Parabel vom ungerechten Richter wiederholt sich alle Tage.

Wenn es sich nun um ein materielles Interesse handelt, so sorgen die Beteiligten dafür, daß dieser Zustand der Unleidlichkeit eintritt. Aber Klagen und Seufzer, die einem rein religiösen Gefühl entspringen, treten von vornherein ohne lautes Geschrei auf, werden deshalb nur Wenigen vernehmlich und verhallen schließlich ganz, wenn sie immer vergeblich ertönen.

Zu diesen religiösen Forderungen, die nicht durchdringen, weil sie ihrer Natur nach keinen Lärm machen, gehört die Forderung der offnen Kirchen. Man kann nicht leicht Etwas gegen ihre Berechtigung sagen; aber es ist leicht und bequem, sie zu überhören. Ein prinzipieller Widerspruch kann nur aus dem pastoralen Vorurteil stammen, daß die Leute nichts in der Kirche zu suchen haben, wenn Niemand auf der Kanzel steht. Es gibt nichts Seltsameres als diese ungeheure Ueberschätzung der Predigt, die sich durch die frappantesten Mißerfolge garnicht einschüchtern läßt. Der einzige Satz, in dem orthodoxe und liberale Geistliche einig sind, ist der, „daß man aus jeder Predigt Etwas für sich mitnehmen könne." Deshalb ist das Hören von Predigten die wesentliche Aeußerung der Frömmigkeit. Deshalb erfüllt die Kathedrale wie die Dorfkirche ihren Beruf, wenn sie diesem Zwecke dient, und deshalb wird in der ungeheuren Mehrzahl der protestantischen Kirchen der Schlüssel von der Türe abgezogen, wenn der Pfarrer das Gebäude verlassen hat.

Man baut jetzt überall Gemeindehäuser und tut recht daran, für die praktische, soziale Arbeit der Gemeinde die geeigneten Räume zu schaffen. Aber man sollte doch nicht vergessen, daß die Kirche das erste Gemeindehaus ist: nicht ein Raum zum Anhören von Predigten — dafür wäre jeder Saal gut — sondern das Bethaus der Gemeinde. Nur bei dieser Betrachtung lassen sich die ungeheuren Ausgaben für den Bau und die Unterhaltung der Kirchen ökonomisch rechtfertigen.

Die christliche Gemeinde ist eine Gemeinschaft des Gebets, weil sie nur durch dieses des Geistes teilhaftig werden kann, von dem sie lebt. Man predigt und singt auch viel von der Notwendigkeit und Wirkung des Gebets, aber man beschäftigt sich wenig mit der nüchternen Frage nach den äußeren Bedingungen des persönlichen und individuellen Gebets. Die erste dieser Bedingungen ist die Möglichkeit der Isolierung, weil nur in der Einsamkeit eine alle Zerstreuung ausschließende Konzentration auf das Ewige denkbar ist. Es wäre schön, wenn jeder Christ ein Kämmerlein besäße, in dem er die Türe hinter sich zuschließen kann. Aber nicht einmal in wohlhabenden Häusern ist dieser Wunsch erfüllt. Auch eine geräumige Wohnung wird durch das geschäftige Leben der Familie von früh bis spät mit Lärm und Getriebe erfüllt. Wenn man sich aber die Wohnstätte des Handwerkers, des Arbeiters, des Landmanns vorstellt, so muß man zugeben, daß hier vielleicht bei gutem Willen eine

gemeinsame Andacht möglich ist, aber für die Andacht der Einzelnen die räumlichen Voraussetzungen fehlen.

Es gibt keine andere Hülfe als offne Kirchen, in denen Jeder zu jeder Stunde die Einsamkeit und Stille finden kann, die das Gebet fordert. Daß Andre zu gleicher Zeit da sind, ist kein Hindernis. Denn die Kirche ist groß, und von den Anwesenden will Jeder allein sein. Das Getriebe des Lebens, das die Menschen unaufhörlich auf einander weist und stößt, ist durch die Natur des Raumes ferngehalten. Der unirdische Zweck weiht ihn für jeden Einzelnen zu einer Heimstätte seines vor der Welt verborgenen Lebens.

Allerdings wird dieser Gedanke, einmal anerkannt, auch auf den Kirchenbau einwirken und gegenüber dem heute so gefeierten Zentralbau den Hallenbau wieder zu Ehren bringen.

Ich kann mir kein anderes Mittel denken, um das Gebetsleben der Gläubigen gegen den Lärm des Tages zu verteidigen, als daß man die Kirchen ihrem täglichen Beruf zurückgibt. Wenn man dies nicht will, mag man es offen aussprechen, daß das Gebet des Einzelnen für die Frömmigkeit entbehrlich sei. Denn das Haus bietet neunundneunzig Prozent aller Protestanten keinen Raum dafür. F C

Goethe und die Persönlichkeitskultur

Eine Berichtigung

Wir leben in einem Ich-Zeitalter. Das Selbstseinwollen, der Eigenheitsdrang, die souveräne Ich-Betonung sind unter uns an der Tagesordnung. Wir freuen uns eigener Individualität, wir suchen sie in Andern zu wecken und zu bilden und sehen mitleidig auf die Zeiten zurück, denen der Begriff der Selbstheit fehlte, rühmen uns fortgeschrittener Einsicht gegen eine Lebensordnung, in welcher der Sohn nichts Besseres sein wollte als das gediegene Abbild des Vaters. Das Evangelium von dem unendlichen Wert einer Menschenseele hat sich in die Predigt von der Unverletzlichkeit der Ichform verwandelt, und es ist in der Wirkung ziemlich dasselbe, ob man mit diesem Hoheitsanspruch mehr Nietzsches Idee des Herrenmenschen oder die Anweisungen zur Pflege persönlichen Lebens verbindet, wie sie von Johannes Müller und Anderen ausgegangen sind. Entscheidend ist die Konzentration auf das Ich-Problem, entscheidend der Umstand, daß Persönlichkeit das Modewort der Gegenwart ist. Das Individuum rückt wieder, wie in den Tagen des Protagoras, in den Mittelpunkt der Welt, es fühlt sich wieder als das Maß der Dinge, und alle Erkenntnis der Winkelstellung, in die es, physisch und metaphysisch, durch das wissenschaftliche Weltbild zurückgedrängt ist, ändert nichts an diesem leidenschaftlichen, ichbetonten Streben. Es ist durch den Druck nur noch heftiger geworden. Lebe dir selbst, löse dich von den Gegenständen, fasse die Welt im Spiegel des Ich: höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit!

Wir haben diese Rede so oft vernommen, sie ist uns so ernst und eindringlich gehalten worden, daß gar kein Zweifel möglich schien. Wir beugten uns unter die neue Lehre, die das Ich auf den Leuchter stellt, wir griffen das Ziel begeistert auf und übten uns in der Persönlichkeitspflege. Oder auch nicht. Dann aber hatten wir schweren Stand. Wer zweifelte oder gar bestritt, hatte nicht nur die Gegner von heute vor sich, sondern vor allem das Urteil Goethes, ein Urteil von unermeßlichem Gewicht. Hier hat sich inzwischen eine Wendung vollzogen, die zu der entgegengesetzten Ansicht hinführt; und die Entdeckung, auf der sie beruht, scheint mir bedeutend und geistreich genug, um allgemein bekannt zu werden.

Im Goethe-Jahrbuch 1909 hat Herman Veit Simon einen Aufsatz veröffentlicht, der das berühmte Goethewort von jedem Bekenntnisanspruch entbindet (S. 114—118). Seine Beobachtungen sind so einfach und überzeugend, daß man sich wundert, wie es möglich war, daß der wahre Sinn jenes Wortes so lange verborgen bleiben konnte. Um Simons Beweisführung zu verstehen, darf man sich nur den Zusammenhang vorhalten und Wortlaut und Satzbau sorgsam erwägen.

Es ist bekannt, daß die in Rede stehende Sentenz der Suleika-Dichtung entstammt. Wir heben die wichtigsten Strophen heraus.

Suleika

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Hatem

Kann wohl sein! so wird gemeinet;
Doch ich bin auf andrer Spur;
Alles Erdenglück vereinet
Find ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein wertes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich.

Nun mit Hatem wärs zu Ende;
Doch schon hab' ich umgelost:
Ich verkörpre mich behende
In den Holden, den sie kost.

Eine unbefangene Erklärung dieser Strophen führt zu folgenden einwandsfreien und, wie ich glaube, unwiderleglichen Ergebnissen.

(1) Das angebliche Selbstbekenntnis Goethes wird nicht, wie man erwarten sollte, von Hatem (Goethe), sondern von Suleika (Marianne von Willemer) vorgetragen. Ein auffallender Umstand, und eine nicht zu umgehende Frage, warum Goethe den tiefsten Ausdruck seiner eigenen Lebenserfahrung einer Fremden, wenn auch einer geliebten und verehrten Frau, in den Mund legt, wo es so nahe lag, selber zu sprechen. Er brauchte Marianne nicht dadurch zu erheben, daß er sie Eigenstes sagen ließ; sie hatte Geistes genug in sich und ist unter allen Frauen, die ihm in einem langen Leben begegneten, wohl die bedeutendste und ebenbürtigste gewesen.

(2) Aber auch Suleika spricht jenes „Bekenntnis“ nicht als eigene Ueberzeugung aus, sondern, wie der Stil der indirekten Rede deutlich zeigt, als das Urteil dritter, nämlich der Menschheitsklassen, die sie mit „Volk und Knecht und Ueberwinder“ umschreibt. Es ist ein besonders feiner Zug an Simons Erklärung, daß er, im Gegensatz zu der üblichen Deutung, die in den angezogenen Worten nur einen dichterischen Ausdruck für „Hoch und Niedrig“ findet, vielmehr zwei Menschengruppen unterschieden sieht: den gedrückten Untertanenstand, der nirgends Recht kann finden und der aus dem Joch des Zwanges und der Gebundenheit heraus zu eigener, freigewählter Lebensordnung aufsteigen möchte, und, auf der andern Seite, jene dämonischen Naturen, die, wie Napoleon oder die Condottieri der Renaissance, in unersättlichem Herrscherdrang und unerhörtem Kraftbesitz alles zertreten und niederwerfen, was ihre Bahnen durchkreuzt, die, weil sie sich vor sich selbst nicht beugen können, gewillt und vermögend sind, alles um sich her zur Anerkennung ihres Ichs zu zwingen. Wie ferne Goethe beiden stand, braucht nicht gesagt zu werden. Und wenn man sich mit dem Gedanken befreunden kann, daß er den „Ueberwinder“ nicht um des Reimes willen erfunden hat, so wird man der neuen Auslegung als der feineren, tieferen, durchdachteren durchaus den Vorzug geben.

(3) Entscheidend ist Hatems Erwiderung. Gleichviel, ob Suleika eigene oder fremde Meinung ausspricht: er greift nicht zu, er stimmt nicht ein: er hält zurück, er wird bedenklich, um gleich darauf das Gegenteil als seine Einsicht auszusprechen.

Kann wohl sein, so wird gemeinet,
Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Hatem ist auf andrer Spur! Es kann kein Zweifel darüber sein, daß Goethe, der sich in ihm verbirgt, gerade in jenem denkwürdigen Augenblick die Abhängigkeit des Glücksgefühls von dem Persönlichkeitsbesitz so klar als entschieden

bestritten hat. Er ist ja mit Hatem bereit, Individualität und Persönlichkeit abzustreifen! Er fühlt sich nur in der Geliebten, sie ist die Sonne seines Lebens, sie ist die Quelle seines Glücks, er würde, wie die dritte Strophe meldet, sogar seine Eigenheit vernichten und sich in eine fremde Gestalt verkörpern, wenn er dadurch die Liebe der Geliebten dauernd an sich fesseln und so sein Dasein im höchsten Sinne befestigen könnte. Es ist nicht einzusehen, was Goethe bewogen haben sollte, hier plötzlich sich selbst zu parodieren, wie alle diejenigen höchst gezwungen annehmen müssen, die das „Bekenntnis" retten wollen. Der klare, schlichte Sinn seiner Worte legt diese Deutung keineswegs nahe, steht ihr vielmehr direkt entgegen. Es bleibt dabei: Goethe hat in jener weltberühmten Dichtung das Persönlichkeitsglück entschieden abgelehnt.

(4) Dem entspricht der tatsächliche Ausgang seines Verhältnisses zu Marianne. So mächtig die bedeutende Frau ihn wieder und wieder an sich zog, er ist der Leidenschaft Herr geworden, er hat sein stürmisches Ich bezwungen, er ist aus sich selbst herausgetreten, nicht um mit Hatem ewig zu besitzen, sondern um mit Faust zu entbehren. Er hat entsagt, wie so oft in seinem Leben, vorher und nachher, am ergreifendsten vielleicht in jenen Tagen, da er, zum letztenmal jugendlich ergriffen, sich durch das schönste seiner Gedichte von Ulrike, der Marienbader Freundin, trennte.

Diese ungeheure Kraft zu verzichten, ohne innerlich stumpf zu werden, dieses erstaunliche Vermögen, wieder und wieder in hochgespannten Augenblicken allerpersönlichste Opfer zu bringen, ohne Verlust an sittlicher Kraft, ist doch wohl die Brunnenstube aller Goethischen Lebenskunst. Es ist das eigentümliche Können, das ihn von andern hochbegabten Naturen unterscheidet und ihn über die meisten derselben, selbst über Schillers sittliche Größe, emporhebt. Nicht unbegrenzte Selbst-Entladung ist die Grundform Goethischer Lebensart, sondern die zu einer Naturkraft höherer Ordnung entwickelte Gabe der Selbst-Erziehung. Dafür haben wir Zeugnisse genug. Ich erinnere an das Bekenntnis, welches der Dreiunddreißigjährige, in der Fülle der Kraft und gesättigten Schaffens, seinem Freunde Jacobi anvertraut hat. Er schreibt am 17. November 1782: Ich habe unsäglich ausgestanden. Laß mich ein Gleichnis brauchen. Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst du nicht, daß so viel Schlacken drin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es erst unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrat, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. — Es scheint, fährt Goethe ergreifend fort, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien, und mein Herz gediegen zu machen.

So hat er gedacht, gefühlt, gelebt, gekämpft, gelitten und mit geläuterter Kraft gewirkt, von dem Tage, da er sich selbst entdeckte, bis zu der Stunde, wo auch sein großes Leben stille stand.

Wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Nicht Selbstbejahung in Ich-Gefühlen, sondern Selbstentschränkung in Ich-Verlusten ist die Krone Goethischer Lebensweisheit. Sein Leben ist ein Leben im Phönixstil, ein unendlicher Prozeß durch Selbstverbrennung zur Selbstverjüngung.

Das Lebendge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich! Ist das Persönlichkeitskultur in dem Sinne, wie unsere Zeit sie erstrebt? Ich fürchte, nein. Und doch stimmt diese Kundgebung Goethischer Altersweisheit mit dem Bekenntnis der ersten Mannesjahre auf das genaueste zusammen. Es bleibt die Ehrfurcht vor sich selbst, die, nach der berühmten Erklärung der „Wanderjahre", aus der dreifachen Ehrfurcht vor dem, was über, neben und unter uns ist, als ein Letztes und Höchstes entspringt, zu dem der sittliche Mensch gelangen kann. Aber auch sie ist, wie der Zusammenhang lehrt, nicht Anbetung des Ich mit seinen wechselnden Inhalten, seinen ewig fließenden Begehrungen und Leidenschaften, sondern Beugung unter das höchste Gesetz, das im „selbständigen Gewissen" erscheint und für die kleine Welt des menschlichen Innern dieselbe zentrale Bedeutung hat, wie die Sonne für die große Welt des kosmischen Lebens.

Goethe hat dieses fordernde Ich, vor dem er sich in Ehrfurcht beugte, reiner und sieghafter, als wir Andern es können, wenn wir seinem Rufe gehorchen, als innersten Kern seines Wesens empfunden. Und vor allem, er hat vermocht, kraft seiner ungeheuren Natur, es unter Hemmungen durchzusetzen, die jeden Andern niederzwingen und unter die Linie des Sittlichen rücken. Darum scheint es immer wieder, als habe er nur sich selbst gelebt. Dieser Schein hat die größten Irrtümer verschuldet und ist wohl auch die Ursache davon, daß man jenes Divanwort, nur weil es einmal existierte, ohne jeden zureichenden Grund zu einem Hymnus auf die Persönlichkeitskultur umgedichtet hat.

Daß ein so durchgeformter Geist wie Goethe die „Bedeutung des Individuellen"*) mit hellem Auge erfaßt und durchschaut hat, ist klar und wird niemals bestritten werden. Der eine Begriff der entelechischen Monade, der in der Spekulation des Altmeisters eine so wichtige Stelle hat, genügt, um alle Zweifel zu zerstreuen. Aber ebenso klar ist der andere Punkt, daß Goethe die ich-gesättigte Reflexionskultur, an der die Gegenwart sich aufrichtet, für einen Irrweg gehalten hat. Zwei Zeugnisse werden diesen Satz zur vollen Evidenz erheben. Ich bekenne, sagt Goethe 1823, daß mir von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: erkenne dich selbst! immer verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Tätigkeit gegen die Außenwelt zu einer inneren falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird.**) Oder, um mit Antonio zu sprechen:

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jedem, was er sei.

Die zweite, der ersten durchaus kongruente, nur noch schärfer gefaßte Kundgebung stammt aus Makariens Archiv (1829) und lautet: Das bedeutende Wort: Erkenne dich selbst! müssen wir nicht im asketischen Sinne auslegen. Es ist keineswegs die Heautognosie unserer modernen Hypochondristen, Humoristen und Heautontimorumenen damit gemeint; sondern es heißt ganz einfach: Gib einigermaßen Acht auch auf dich selbst, nimm Notiz von dir selbst, damit du gewahr werdest, wie du zu Deinesgleichen und der Welt zu stehen kommst. Hierzu bedarf es keiner psychologischen Quälereien; jeder tüchtige Mensch weiß und erfährt, was es heißen soll.

Nimmt man das dritte berühmte Wort hinzu, daß man sich selbst nur durch kräftiges Handeln in der Form der Pflichterfüllung erkennt, so ist die Beweiskette vollends geschlossen.

Goethe ist eine der sachlichsten Naturen gewesen, die je gelebt haben. Er fand den Weg zur Persönlichkeit nicht durch das Ich, sondern durch die Dinge, die ihn umgaben, an denen er seine Kraft, sein Können und seinen energischen Willen übte, in der herrlichen Objektivität, mit der er die „Forderung des Tages" erfaßte, und in der unermeßlichen Arbeit, die er an die vorgefundenen oder selbstgewählten Inhalte seines Lebens gewendet hat. Darin kann er uns Führer werden. Nicht in gefälliger Selbstbespiegelung, nicht in gewollter Selbstbefriedigung reifen wir zu Persönlichkeiten. Goethe hat es besser gewußt. Wenn wir in Hingebung, Treue und Geduld die Gegenstände ergreifen, die unser Lebenskreis umspannt, wenn wir so stark geworden sind, daß wir auch Lebenshemmungen als Lebenswerte

*) Unter diesem Titel hat Goethe einige Gedanken ausgesprochen, die, leider ohne Zeitbestimmung, in der Cottaschen Jubiläums-Ausgabe Bd. 25 S. 206 f. mitgeteilt sind.

**) Aus dem Aufsatz: Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort. Jubiläums-Ausgabe Bd. 39 S. 49. — Von der Italienischen Reise schreibt Goethe, unter dem 12. September 1786 aus Verona: Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen.

empfinden können, wenn wir Kraft genug besitzen, um uns durch Druck und Widerstand zu höheren Lebensstufen aufzuschwingen, dann ist sein hoher Geist mit uns, dann werden wir seiner nicht unwürdig sein. Heinrich Scholz

---

Eine unterbliebene Umfrage

Durch die Freundlichkeit des Herrn Eugen Diederichs in Jena sind wir in der Lage, hiermit den Wortlaut einer Umfrage in Sachen der Religion zu veröffentlichen, die Herr Professor Lic. Dr. Schrempf in Stuttgart verfaßt hat, Herr Diederichs an die namhaftesten Männer der gebildeten Welt versenden wollte — und die nicht zur Ausführung gekommen ist. Ursache dafür war, daß die Antworten eine Bibliothek bedeutet haben würden: wer hätte das Riesenwerk dann gelesen und ausgenützt?*) Uns aber schien der Text des Rundbriefs wertvoll genug, um zuzugreifen, da er uns zur Verfügung gestellt wurde. Auch drucken wir noch aus den wenigen Antworten, die doch bereits aus einem engeren Kreise eingegangen waren, wenigstens die zweier Nicht-Pfarrer: Alfons Paquet und Friedrich Naumann. D H

1. Die Umfrage

Sehr geehrter Herr!

Die ergebenst Unterzeichneten erlauben sich, Ihnen einige Fragen zur öffentlichen Beantwortung vorzutragen — Fragen, die sich auf Ihre Meinung und Stellung in Sachen der Religion beziehen. Dabei ist uns wohl bewußt, daß sie in unserem Ansinnen eine ungeziemende Zudringlichkeit sehen können. Ja, wenn Sie unsere Fragen gelesen haben werden, möchte Ihr Urteil leicht noch schärfer lauten. Denn es sind richtige Gewissensfragen, die wir an Sie richten; wir möchten Sie gewissermaßen zu einem Bekenntnis Ihres Glaubens veranlassen. Und darin liegt in der Tat keine geringe Zumutung.

Doch Sie haben ja die Freiheit Ihrer persönlichen Entschließung, die wir Ihnen nicht rauben können und auch nicht rauben möchten. Und so könnten Sie diese Zuschrift, ohne weiter zu lesen, wegen ihrer unverschämten Zudringlichkeit sofort in den Papierkorb wandern lassen. Da wir Sie aber über den Sinn und die Tragweite unseres Unterfangens keineswegs täuschen wollen, dürfen wir Sie wenigstens bitten, uns erst noch einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Haben Sie vernommen und erwogen, was wir mit unserem seltsamen Ansinnen eigentlich beabsichtigen, so können und werden Sie immer noch tun, was Ihnen nach Ihrem Sinn das Beste dünkt.

Es ist eine allgemeine, und ausnahmsweise richtige Rede, daß wir in einer Zeit starker religiöser Gärung leben. Wir denken, daß auch Sie dem beistimmen, aus dem nächsten und besten Grunde: weil Sie selbst von dieser religiösen Gärung ergriffen worden sind. Wir nehmen ferner an, daß es Ihnen

* Einem Schreiben des Herrn Schrempf sei noch Folgendes entnommen:

Im Juli 1908 wandte sich Herr Verlagsbuchshändler Eugen Diederichs an mich mit der Bitte, daß ich eine „Umfrage", die er beabsichtige, in die Hand nehme. Sie sollte sich auf unsere religiösen Verhältnisse beziehen, insbesondre auf die Frage, ob und wie die Trennung von Staat und Kirche zu bewerkstelligen wäre. Nun bin ich überhaupt kein Freund von solchen Enquêten; auch war ich durchaus abgeneigt, mich an irgend welcher kirchenpolitischen Agitation zu beteiligen. Aber Herr Diederichs machte mir eine einfache Absage unmöglich, indem er erklärte, daß er mir für die Fassung und Begründung der Fragen völlig freie Hand lasse. . . .

Aber als es nun richtiger Ernst werden sollte, mußten wir uns überzeugen, daß die Sache doch nicht durchführbar sei. Und zwar muß ich mir die Schuld beimessen, daß ich sie zu Fall gebracht habe. Ich habe die von Herrn Diederichs beabsichtigte Enquête über religions- und kirchenpolitische Ansichten in die Aufforderung umgewandelt, seine religiöse Gesinnung offen auszusprechen. Das hat innere Schwierigkeiten, die ich nicht in jedem Falle verächtlich finden kann. Dazu kommt die äußere Schwierigkeit, daß die Umfrage zur Klärung unserer religiösen Verhältnisse nur dann etwas beitragen kann, wenn sie zahlreiche und eingehende Antworten findet; dann aber würde die Veröffentlichung derselben ein Buch ergeben, das selten gekauft und noch seltener gelesen würde. Wiederholungen hätten im Interesse der Sache nicht vermieden werden dürfen; ebensowenig die Aufnahme von weniger klaren und tiefen, ja verworrenen und verkehrten Aeußerungen, wenn sie nur subjektive Wahrheit gehabt hätten. Auf eine Einsicht aber in die Notwendigkeit dieser scheinbaren Mängel, auf ein Interesse, das sich durch sie nicht hätte abschrecken lassen, durften wir in weiteren Kreisen nicht rechnen. . . .

ein wichtiges, persönliches Anliegen ist, daß Sie in der religiösen Bewegung der Gegenwart eine Stellung einnehmen, die Sie vor sich selbst und, wenn es sein muß, auch vor Anderen verantworten können.

Nun glauben in dieser religiösen Gärung manche unserer Zeitgenossen, daß sie auf die Bewegung der Geister bestimmend einwirken können und müssen. Solche glauben also zu wissen, wohin diese Bewegung führen soll, und sie glauben Mittel zu kennen, die Erreichung dieses Zieles zu fördern und zu sichern. Zu diesen zählen wir nicht. Wir haben zwar auch unsere Meinung über das, was werden könnte; wir begleiten die Bewegung der Zeit mit gewissen Wünschen, die uns am Herzen liegen; und wir tun zur Erfüllung dieser Wünsche, was uns die Gelegenheit erlaubt und die eigene Kraft verstattet. Aber wir trauen uns nicht vorauszusagen, was werden wird; wir sind auch nicht der Meinung, daß sich unsere Wünsche erfüllen müßten, wenn nicht die Religion, oder die Kultur, oder die Welt untergehen sollte; und wir glauben nicht, daß wir der Bewegung der Zeit die uns erwünschte Richtung aufzwingen könnten, wenn sie nicht von selbst die Richtung nimmt. Daraus folgt, daß wir mit der Anfrage, die wir auch an Sie richten, keine agitatorische Absicht verfolgen können. Eine solche liegt uns in der Tat ferne. Wir wollen in Ihnen weder einen Helfershelfer für ein Unternehmen gewinnen, das uns im Sinne liegt, noch einen Eideshelfer für gewisse Gedanken, die wir verbreiten möchten. Es ist wirklich unsere Endabsicht, Sie zu einer öffentlichen Aussprache über Ihre religiöse Stellung zu veranlassen: das soll uns nicht als Mittel zu einem entfernteren Zweck dienen, den wir etwa verfolgten.

Sie fragen billig: „Was soll dann aber das Ganze? Soll ich meinen Glauben, meine innerste Ueberzeugung für nichts und wieder nichts der Oeffentlichkeit preisgeben? Oder vielmehr: für weniger als nichts! nur um etwa die Neugier eines nach Sensation lüsternen Publikums zu befriedigen!"

Das denn doch nicht. Dazu haben wir selbst keine Lust; dazu möchten wir auch keinen Anderen — verführen. Aber wir glauben, daß die öffentliche Aussprache in Sachen der Religion, zu der wir Sie und Andere veranlassen wollen, an sich einen Wert hat.

Wir sind, wie gesagt, nicht der Meinung, daß es in irgend Jemandes Macht stände, die gegenwärtige religiöse Bewegung einem von ihm gewünschten Ziele zuzutreiben. Wir können also, wesentlich betrachtet, nur abwarten, wohin sie führen wird. Aber indem wir das abwarten, müssen wir doch in ihr leben: Jeder für sich; wir alle miteinander. Wie wir das besorgen, das können wir nicht abwarten. Das müssen wir, wohl oder übel, von Tag zu Tag selbst bestimmen.

Dafür nun, wie Jeder mit sich selbst zurechtkommt, läßt sich kein allgemeines Rezept geben: sehe Jeder, wie er treibe — in diesem Strom religiöser Zweifel und Hoffnungen, Ideen und Strebungen, der um uns und in uns tost. Halte Jeder fest an dem, was ihm noch fest zu stehen scheint; gebe sich Jeder der Woge hin, von der er an ein rettendes Ufer getragen zu werden hofft; tauche Jeder unter und wieder auf, wie er muß und kann. Das ist seine Sorge, die ihm Niemand abnehmen kann, die wir Niemand abnehmen möchten.

Aber indem wir durcheinandertreiben, müssen wir auch miteinander leben. Das besorgen wir denn auch, leidlich gut, und noch öfter leidlich schlecht — und bisweilen auch fast unleidlich schlecht. Wir müssen nun wieder zugestehen, daß wir ein allgemeines und sicheres Mittel für die Hebung der Schwierigkeiten, worunter unser religiöses Zusammenleben leidet, nicht wissen, auch nicht glauben, daß es ein solches gibt. Ihre wichtigsten Ursachen liegen so tief, daß keine menschliche Kraft und Kunst sie beseitigen kann. Wo aber schwierige Verhältnisse vorliegen, müssen doch nicht notwendig Mißverhältnisse entstehen. Und wir meinen, eine Ursache dessen, daß wir in religiöser Hinsicht und um der Religion willen nicht bloß schwer, sondern schlecht miteinander leben, liegt im Bereich unserer, ob auch immer relativen Macht und Kunst. Ein Hauptgrund nämlich, warum wir uns gegenseitig täppisch und ungeschickt behandeln, ist daß wir einander nicht kennen. Wenn wir immer

als „unbekannt“ miteinander verkehren: wie sollte da nicht die Behandlung, die wir uns gegenseitig angedeihen lassen, fast notwendig in eine Mißhandlung ausarten? Andererseits lehrt, wenigstens je und je, die Erfahrung, daß große religiöse Gegensätze verwunden und überwunden, ja aus Hemmungen in Förderungen verwandelt werden können, wo man sie als Einschlag der persönlichen Verhältnisse offen berücksichtigt, wo man sich also erst gegenseitig in seiner religiösen Eigenart kennengelernt hat.

Aber wir kennen einander nicht. Was wir von einander wissen, ist in der Regel nur, zu welcher — angeblich religiösen, in Wahrheit kirchenpolitischen — Partei einer sich rechnet, oder auch nur von Anderen gerechnet wird. Wie wenn diese Etikettierung, unter der ein Mensch läuft, noch irgendeine deutliche und sichere Auskunft über die Art seiner Religion gäbe! Schon der Wortlaut zeigt oft, daß man sich gar nichts mehr dabei denkt. So gibt es bekanntlich auch ein „pharisäisches Christentum“: da doch Christentum und Pharisäismus sich verhalten wie Feuer und Wasser. Aber wenn auch die Benennung noch einen einigermaßen sicheren Sinn hat, so darf man von ihr doch nicht auf die Person schließen. Die verschiedenen religiösen Denominationen haben ja ihren Glauben in Bekenntnissen festgelegt, nur drücken diese Bekenntnisse in den seltensten Fällen noch den wirklichen Glauben ihrer Bekenner aus. Mit oder ohne Bewußtsein sagen diese Nein, wo das Bekenntnis Ja sagt, und umgekehrt. Doch sehen wir von dieser bekannten Dissonanz zwischen dem offiziellen und persönlichen Glauben ab: auch wo es sich scheinbar nur um die Bezeichnung der persönlichen Stellung handelt, ist das Mißverständnis oft fast handgreiflich (denn die bewußte und absichtliche Heuchelei lassen wir außer Betracht). Es gibt „Gottgläubige“, für die es tatsächlich keinen Gott gibt, und „Gottesleugner“, die ihr Leben einem Gott aufopfern, den sie nur nicht so heißen. Es gibt Bekenner des Jenseits, deren Denken und Leben ganz im Diesseits aufgeht, und Diesseitsschwärmer, die das einzig wirkliche Diesseits, nämlich die Gegenwart, um eines erträumten Ideals, um eines Jenseits willen verneinen und verlieren. Es gibt Vorkämpfer der Freiheit, die geneigt sind, alles freie Denken mit Hilfe der angeblichen Resultate der freien Wissenschaft zu erdrosseln, und es gibt auch Autoritätsgläubige, die der Entwickelung des Anderen den weitesten Spielraum lassen können. Wie groß die Konfusion geworden ist, möge noch ein geschichtliches Beispiel beleuchten. Sören Kierkegaard ist der letzte große Anwalt des Christentums; Nietzsche fühlt sich als der Antichrist, der dem verhaßten Christentum den Garaus machen wird. Wären sie zusammengekommen, so hätten sie sich wohl aufs leidenschaftlichste bekämpft — geblendet eben durch die Leidenschaft, die auch auf die bloße Etikette losgehen kann wie der Stier auf das rote Tuch. In Wahrheit sind sie Zwillingsbrüder, und zwar nicht etwa unähnliche, sondern solche, die sich, wenn wir auf die wirkliche, im Leben sich offenbarende Gesinnung sehen, zum Verwechseln ähnlich sind. Kierkegaards Haß gegen die Christenheit und Nietzsches Haß gegen das Christentum sind nur im Ausdruck verschieden: Nietzsches amor fati (bekanntlich seine wirkliche Religion) ist dasselbe wie Kierkegaards Liebe zu Gott. Kierkegaard hat so wenig nach dem von ihm verehrten Neuen Testament gedacht und gelebt, wie Nietzsche nach dem von ihm verachteten und geschmähten Neuen Testament. Anderseits hält Nietzsche sich nicht minder für das moderne Beispiel eines Inspirierten als Kierkegaard. Trotzdem aber werden Nietzsche und Kierkegaard gewiß als Antipoden rubriziert werden, wie sie sich selbst auch dafür gehalten hätten.

Wenn man nun in geistigen Verkehr miteinander tritt (hier möchten wir das verallgemeinernde Wir lieber nicht anwenden), so nimmt man entweder die Etikette gedankenlos als Bezeichnung des Gehalts hin und liebkost oder mißhandelt den Menschen, weil er eine gewisse Etikette trägt, oder streitet man um das Recht, eine gewisse Etikette zu tragen, weil sie für besonders vornehm gilt oder auch gewisse Vorteile verschafft. Jenes ist die Art des gemeinen Parteikampfes, an dem feinere Naturen nicht gern teilnehmen; diese wenden sich lieber geschichtlichen Untersuchungen über den ursprünglichen Sinn der Etiketten zu, der ja wohl über das Recht des Gebrauches entscheiden

sollte. Wir sind der Meinung, daß im einen und im andern Fall den abgegriffenen und zumeist beschmutzten Etiketten viel zuviel Ehre angetan werde. Wer klug ist, traut keiner Etikette mehr; wer ehrlich ist, will durch keine Etikette mehr wirken. Wen ich brauchen will, den muß ich, ohne Rücksicht auf seine Etikette, zuerst „versuchen“; wenn ich gebraucht sein will, muß ich mich erst versuchen lassen. Ohne Bild: die Grundlage eines gesunden religiösen Verkehrs ist, daß Jeder offenbart, wie er religiös denkt; daß er dazu die Worte benutzt, die ihm sein Sinn auf die Zunge legt; daß er seine Ehre darein setzt, nicht anders zu scheinen, als er ist. Jeder hat seine eigene Religion, wie er sein eigenes Herz und seinen eigenen Kopf hat. Diese seine eigene Religion ist die beste, die es für ihn gibt, ob sie nun mehr oder weniger wert ist; wie Jeder mit seinem eigenen Kopf immer noch am besten denkt — weil er mit einem fremden Kopf überhaupt nicht denken kann. Auch macht Jeder die beste Figur, wenn er nichts Anderes sein (d. h. scheinen) will, als was er ist. Und insbesondere: reellen Wert für Andere bekommt Jeder nur durch sein solides Sein, nicht durch einen schönen Schein.

Daraus folgt: die selbständige religiöse Persönlichkeit tritt damit ins Dasein, daß Einer sich sein eigenes Glaubensbekenntnis macht, ohne Rücksicht darauf, was Andere vor ihm geglaubt haben und neben ihm glauben. Wer für Andere als religiöse Persönlichkeit gelten will, muß seinen Kredit damit begründen, daß er ihnen diesen seinen Glauben in seinen Worten bekennt. Wer als religiöse Persönlichkeit öffentlich wirken will, hat anstandshalber zuerst klar und deutlich und mit eigenen Worten kundzugeben, was er für wahr und für falsch hält, erstrebt und bekämpft. Wer das nicht kann, soll nicht für die selbständige religiöse Persönlichkeit gelten wollen, die er nicht ist; wer das nicht will .... Doch, wir nehmen nicht an, daß Jemand das nicht möchte; wir fürchten nur, daß Mancher zu schwach ist, sich den Unannehmlichkeiten auszusetzen, die mit einem solchen wirklichen und ernsthaften Bekenntnis allerdings verbunden sein könnten.

In Manchen aber, denken wir, ist das Gefühl für diese Pflicht religiösen Anstands schon so erstarkt, daß ihnen ein Anstoß willkommen ist, ihr zu genügen. Diesen willkommenen Anstoß möchten wir Ihnen, sehr geehrter Herr, dadurch geben, daß wir Ihnen folgende Fragen zur öffentlichen Beantwortung vorlegen:

1

Schreiben Sie sich „Religion“ zu? In welchem Sinn machen Sie auf Religion Anspruch? Aus welchem Grunde legen Sie Wert darauf, Religion zu haben?

2

Halten Sie sich für einen „Christen?“ In welchem Sinne glauben Sie ein Christ zu sein? Aus welchen Gründen legen Sie Wert auf Ihr Christentum?

3

Ist Ihnen religiöse Gemeinschaft Bedürfnis? Verträgt Ihr religiöses Leben die Gemeinschaft mit Anderen? Können Sie sich ohne inneres Widerstreben an dem Leben einer bestehenden religiösen Gemeinschaft beteiligen?

4

Wenn Sie den bestehenden Kirchen innerlich entfremdet sind: glauben Sie doch eine äußere Verbindung mit Ihrer Kirche erhalten zu sollen? Scheint Ihnen überhaupt deren Fortbestand wünschenswert? und warum?

5

Wie urteilen Sie über die Verbindung von Kirche und Staat? Ist sie ein Vorteil für Staat, Kirche und Religion? Oder ein Nachteil?

6

Wenn die Verbindung von Staat und Kirche besser aufgelöst würde; welche Stellung hat dann nach Ihrer Meinung

der Staat zu den religiösen Gemeinschaften einzunehmen? Inwieweit hat er überhaupt die religiöse Gesinnung, auch der Einzelpersönlichkeit, zu berücksichtigen?

7

Insbesondere: welches Verhältnis soll die Schule in dem von der Kirche gelösten Staat zu den kirchlichen Gemeinschaften einnehmen? Soll sie ihrerseits sich die Aufgabe stellen, die Schüler mit dem religiösen Leben der Vergangenheit und Gegenwart bekannt zu machen? Soll — und kann sie die Religion überhaupt ignorieren?

8

Welche Mittel möchten bei unseren deutschen Verhältnissen dazu am dienlichsten sein, die Trennung von Kirche und Staat herbeizuführen?

Diese Fragen möchten etwa geeignet sein, Sie zu einer Darlegung Ihrer religiösen Meinung und Stellung zu veranlassen. Weiter geht ihre Absicht nicht: d. h. sie sind nicht examinatorisch zu verstehen, als ob die Antwort der Frage direkt entsprechen müßte. Wir können uns wohl denken, daß Ihnen manche der Fragen nicht gut liegt: nun, dann kommen Sie der Sache, um die sichs je handelt, von der Seite bei, die Ihnen genehm ist. . . .

Dem Zwecke des Ganzen entspricht Polemik gegen andere Anschauungen nicht — außer sofern sie eben in der scharfen Aussprache der eigenen Meinung liegt. Auch der Mitunterzeichnete Chr. Schrempf wird sich in seinem Nachwort jeder Kritik der eingegangenen Antworten enthalten und nur den Ertrag des Ganzen herauszustellen suchen. . . .

Christoph Schrempf   Eugen Diederichs

Heimweh

Den Himmel wollte ich erstürmen,
Zu weitem Fluge holt ich aus.
Hoch über allen Erdentürmen
Lag meiner Sehnsucht stolzes Haus.

Und sank doch auch zu Tod ermattet
Hernieder in den Wüstensand,
Von keiner Milde überschattet,
Geschützt von keines Freundes Hand.

In einsam stiller Dämmerklause
Halt ich nach langem Wege Rast.
Ach Herr! Ein Kind sehnt sich nach Hause,
Dem Heimat du verheißen hast.

Wilhelmine Funke

Verschiedenes

Vom Lehrjungen zum Staatsbürger. Zur Naturgeschichte unserer heranwachsenden Jugend von Walther F. Classen. Hamburg, Gutenberg-Verlag 1909. 114 S. 1,60, gebunden 2,25 Mk.

Classen ist unserem Kreise wohlbekannt. Das von ihm in seinem letzten Aufsatz in der Christlichen Welt (1908 Nr. 42: Ein Programm) bereits angekündigte Buch ist wieder ganz er, voll seiner Beobachtungen und praktischer Ratschläge. Das ist das Schöne an Classens Büchern: wir haben hier keine trockene Theorie, sondern wirkliches Leben, geschildert von einem Mann mit weitem Blick und begeistertem Herzen. Mit den Erfahrungen, die er bei seiner Arbeit unter den Hammerbrooker Lehrlingen und Gehilfen gemacht hat, sucht er nun den Jugendfreunden in ganz Deutschland die Wege zu bahnen. Ein „Ratgeber für Leiter von Jugendvereinen" soll das Buch sein, und in der Tat ist es, wie sein älterer und größerer Bruder „Großstadtheimat", für jeden, der an der Jugend arbeitet, eine fast unversiegliche Fundgrube pädagogischer Wahrheiten. Manches wird den Jugendhelfern eine wunderbare Bestätigung dessen sein, was sie selbst auch erfahren haben, Anderes wird ihnen die Augen öffnen über den Grund eines etwaigen Mißerfolgs bei ihrer Arbeit, noch Anderes ihnen ganz neue Anregungen geben. Aber das Buch ist mehr als ein bloßer Ratgeber für Vereinsleiter. Es sollte auch von recht Vielen gelesen werden, die der Jugendarbeit noch fern stehen. Denn auch ihnen hat es Vieles zu sagen.

Im Vorwort hat Classen den obenerwähnten Aufsatz aus der Christlichen Welt aufgenommen, in dem er Berufsarbeiter für die Lehrlingserziehung fordert. Das wird, wenn erst einmal die neue Jugendarbeit über die ersten Anfänge hinaus ist, noch eine vielverhandelte brennende Frage werden, die, ich denke, im wesentlichen ihre Lösung in Classens Sinne finden soll. Aber einen Satz hat er eingeschoben, der wert ist, hier abgedruckt zu werden: „Im Stillen hege ich lange den Wunsch: es möchten begabte junge Männer im Besitz eines gewissen Vermögens — denn die gibt es bei uns in Deutschland heute — auf Beruf, Gehalt, Laufbahn verzichten, um ihre Kraft allein für das Wohl des Volkes einzusetzen. Der Aufgaben warten viele, nicht nur in der Politik."   Paul Röthig

Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems. Von F. Heman. Köln und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung 1908. 620 S. 8 Mk.

Neueste Geschichte des jüdischen Volkes. Von M. Philippson. Grundriß der Gesamtwissenschaft des Judentums, Band 1. Leipzig, G. Fock 1907. 403 S. 6, gebunden 7 Mk.

Diese beiden Werke über Geschichte des jüdischen Volkes sind nicht bloß für die Gelehrten, sondern auch und vor allem für die Gebildeten geeignet. Was geht diese die Geschichte der Juden an? Deshalb sehr viel, weil so wenige Gebildete diese Geschichte kennen und so sehr viele das Judentum der Gegenwart infolge solcher Unkenntnis falsch und ungerecht beurteilen. Ein Ueberblick, wie ihn Heman gibt für die Zeit von der Zerstörung Jerusalems (70 n. Chr.) bis zur Gegenwart, und die sorgfältige Darstellung der Zeit von der französischen Revolution bis etwa 1848, die Philippson in seinem ersten Bande darbietet: beides ist hervorragend geeignet, unsere Gebildeten in die reiche und interessante jüdische Geschichte einzuführen. Philippson vertritt einen sehr gemäßigten jüdischen Standpunkt, den Standpunkt des sogenannten Reformjudentums, der sich dem Fortschritt nicht verschließt und ebenso wenig der Kritik an der eigenen Vergangenheit. Heman sagt in der Vorrede über den Standort, von dem aus er die jüdische Geschichte darstellt: „Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, diese Geschichte nicht von einem einseitigen und darum ungerechtfertigten Standpunkte aus darzustellen. . . . Ich werde daher die einseitigen Urteile über mein Buch ertragen müssen, ob sie von christlicher oder jüdischer Seite herkommen; ich habe mein Buch nicht im Dienste der Parteien, überhaupt nicht im Dienste der Menschen geschrieben. Dazu ist mir die Judenfrage zu groß, zu wichtig."   Fiebig

Eine alltägliche Geschichte. Roman von Iwan Gontscharow. Erster Band von Gontscharows Gesammelten Werken.*) Berlin, Cassirer 1909. 594 S. 7,50, gebunden 9 Mk.

Gontscharow? Ein neuer russischer Dichter? Er gehört längst der Vergangenheit an. 1891 ist er gestorben. Aber wir wissen nichts von ihm! In der Tat, nicht einmal der große Meyer, der doch sonst die russische Literatur aufmerksam verfolgt, nennt seinen Namen. Es ist auch so lange her, daß er seine drei großen Romane schrieb, ein ganzes halbes Jahrhundert ungefähr. Die „Alltägliche Geschichte" ist sogar schon 62 Jahre alt. Wird es gelingen, diesen Mann jetzt noch bei uns heimisch zu machen? Nun, ich glaube nicht, daß Gontscharow jemals bei uns so „populär" werden wird wie Dostojewski oder Turgenieff oder andere seiner berühmten Landsleute. In sehr breite Schichten wird wenigstens dieser Band kaum dringen. Dazu hat er zu wenig Handlung, zu viel Doktrin, und weder Handlung noch Doktrin sind in besonderem Sinn „modern". Vielleicht hätte die Gesamtausgabe zweckmäßiger mit dem zweiten seiner Romane, „Oblomow", angefangen. Dennoch möchte ich die Hoffnung aussprechen, daß nachdenkliche Geister bei uns sich jetzt mit dem bei uns Unbekannten beschäftigen werden. Es wird auch ihnen nicht alles an der „Alltäglichen Geschichte" behagen; sie ist entschieden zu breit ausgeführt, der Gedankengehalt ist im Verhältnis zum Umfang nicht bedeutend genug. Aber auf der anderen Seite bietet sie manches gerade für literarische Feinschmecker. Ein russischer Erziehungsroman: welche Vergleiche legen sich nahe! Es handelt sich um die Erziehung zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr, um den Gegensatz zwischen jugendlich-optimistischem Enthusiasmus und welterfahrener, kühler Skepsis. Der erstere korrigiert sich — vielleicht zu radikal? Die letztere triumphiert — um schließlich doch zu versagen. Mag diese Gedankenführung nicht neu sein, sie ist hier recht wirksam durchgeführt. Ganz besonders mache ich auf die außerordentliche Feinheit des Dialogs, auf die überaus sorgfältige psychologische Durcharbeitung der Einzelszenen aufmerksam. Die Uebersetzerin (Fega Frisch) hat ihre Aufgabe vorzüglich gelöst; Efraim Frisch gab eine kurze einleitende Orientierung. Rußland hat jetzt unser Interesse: auch Gontscharow kann helfen, unsere Fragen zu beantworten.   Schian

Kleine Mitteilungen. Am 29. Dezember waren es hundert Jahre, daß Gladstone geboren wurde. Vertreter der christlichen Balkanvölker huldigten ihm an seinem Grabe. Wir Deutschen beurteilen gern britisches Eintreten für humane Interessen in fremden Ländern als Heuchelei. Warum? Weil auf diesem Wege das britische Reich groß geworden; so scheint uns die Humanität Vorwand, und Machtpolitik eigentliche Triebfeder. Und wir sind nun viel ehrlicher! Weil wir begriffen haben, daß ein Staatsmann zuweilen brutal handeln

*) Inzwischen erschien ein zweiter Band zu gleichem Preise: Der Absturz.

muß, daß alle Politik Machtpolitik ist, glauben wir, wir müßten uns vor allem Schein und gar vor allen Regungen der Humanität hüten wie vor falschem Spiel. Wir werden noch einmal umlernen müssen. Den Briten ist es oft genug nach dem Spruch gegangen: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes . . so wird euch solches alles zufallen. Sie entrüsteten sich ehrlich über fremde Barbarei und Grausamkeit — und gewannen dabei an Macht und wurden ein Weltreich. Wir sollen getrost unsern christlichen Empfindungen leben — und Gott um eine Regierung bitten, die auch aus solchem Volksempfinden etwas zu machen weiß. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Donnerstag 20. Januar 1910 in der Aula des ehem. Friedrich-Werderschen Gymnasiums Dorotheenstraße 13/14: Christentum — Politik — Vaterland. Professor D. Scholz.

Cassel. Dienstag 11. Januar 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshause: Der Entwicklungsgang der Religion Israels im Alten Testament. Pfarrer Ruetz-Cassel.

Chemnitz. Montag 17. Januar Deutscher Kaiser: Der Einfluß der Religion auf die moderne Staatenbildung. Professor Dr. Knauth-Freiberg.

Gießen. Mittwoch 12. Januar pünktlich 8 Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Religionswissenschaft und Mission. Pfarrer Schmaltz.

Halle a. S. Mittwoch 19. Januar 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause: Können wir zum geschichtlichen Jesus ein religiöses Verhältnis gewinnen?

Lüttringhausen. Montag 10. Januar 5 Uhr im Düringer Hof: Die jüdische Religion zur Zeit Jesu. H. Busch, Kandidat des höheren Schulamts Elberfeld. — Gäste willkommen!

Marburg. Dienstag 1. Februar 8½ Uhr im Ritter: Probleme des geschichtlichen Religionsunterrichts. Fräulein Jahnow.

Magdeburg. Mittwoch 19. Januar ½4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Welche Aufgaben stellt die augenblickliche religiöse und theologische Lage dem modernen Religionslehrer in den höheren Klassen? Koppermann.

Nordhausen. Mittwoch 12. Januar ½5 Uhr in der Hoffnung: Was ist uns Jesus? II. Artikel.

Stuttgart. Montag 17. Januar ½8 Uhr im Herzog Christoph: Die Religion unserer Klassiker. II. Schiller. Stadtpfarrer Dörrfuß-Neuenstein.

Freunde des Allg. Evang.-Prot. Missionsvereins

in Provinz Sachsen und Anhalt!

Halle a. S., den 31. Januar 1910

vor Eröffnung des Provinzial-Missionsfestes

Vortrag von Lic. Dr. **Rohrbach.**

Näheres später oder durch Pfarrer W. Schubring, Wundersleben bei Sömmerda.

Chronik der Christlichen Welt

J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 51. Freidenkerkirche — 56. Katholikentag. Schluß — Verschiedenes

Nr. 52. An die Leser und Mitarbeiter (Redaktionswechsel) — Die Landeskirchliche Evangelische Vereinigung in Preußen — Die Mülheimer Pfingstkonferenz über die Pfingstbewegung — Verschiedenes

---

Weihnachten 1909

Wir haben uns verlobt

Lina Weigle

Gustav Hahn

Künzelsau **Schöntal**

Collaborator (Hilfsgeistlicher) wird alsbald gesucht. Gehalt 1800 Mark. Etwaige Bewerber wollen sich unter Beigabe ihrer Zeugnisse und eines Lebenslaufes an den Unterzeichneten wenden.

Jena, den 22. Dezember 1909

Das Oberpfarramt

D. Braasch

Cand. theol.

sucht zum 1. Februar oder später

Hauslehrerstelle

gern auch in deutscher Familie des Auslands. Angebote unter **F H** erbeten an den Verlag.

Am 21. Dezember 1909 ist unser lieber Vater, der Ober-Postsekretär

Otto Kleist

zu Berlin

im 62. Lebensjahre plötzlich abberufen und am 24. zur Ruhe gebettet worden.

Dies zeigt im Namen der Hinterbliebenen in tiefer Trauer an

Pfarrer Erich Kleist.

Halsdorf, *Bez. Cassel,*

um die Jahreswende 1909—1910.

Ausschreibung

Die vor 10 Jahren infolge der evangelischen Bewegung entstandene evangelische Pfarrgemeinde **Oberfedlitz-Krammel** bei Aussig in Böhmen sucht baldigst einen neuen

Pfarrer.

Landschaftlich schöne Umgebung. Reichgegliedertes Gemeindeleben: evangelischer Männer- und Frauenverein, deutsch-evangelischer Jugendbund, evangelische Kleinkinderschule und evangelisches Waisenhaus. Kirche, eine Predigtstation, mehrere Unterrichtsstationen. Pfarrhausbau in Aussicht. Gehalt 3400 Kronen und Wohnungsgeld. Bewerbungen werden baldmöglichst erbeten.

Das Presbyterium

i. A.: **G. Satlow,** Pfarrer

Pfarrstellenbesetzung

An der unter unserm Patronat stehenden **St. Paulikirche** hier wird die Stelle des ersten Pfarrers durch Versetzung des bisherigen Inhabers voraussichtlich zu Ostern 1910 frei.

Die Stelle gehört zu Klasse V des § 2 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 26. Mai 1909. Die freie Dienstwohnung besteht aus 8 heizbaren Zimmern, Badestube und sonstigen Nebenräumen und großem Garten.

Meldungen mit Zeugnissen unter Anschluß eines Lebenslaufes sind bis spätestens **1. Februar 1910** bei uns einzureichen.

Brandenburg a. H.
den 23. Dezember 1909

Der Magistrat

Dreifert, Oberbürgermeister

Pfarrer, in Stadt des Bez. Arnsberg sucht zum 1. Februar **Kandidaten** zur vollen Vertretung auf 2—3 Monate. Angebote unter **A. B. 50** an Geschäftsstelle dieses Blattes.

Cand. theol. et phil., im Unterrichten erfahren, sucht zu Ostern eine Stelle als **Hauslehrer** oder als **Sekretär** oder dgl. Gefällige Offerten unter **F. T.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Naturfreunde

erhalten auf Verlangen das reich-illustr. Bücherverzeichnis über die **„Naturwissenschaftlichen Wegweiser“** sowie **eine Serie illustr. Postkarten** durch den Verlag von **Strecker & Schröder in Stuttgart 54**

umsonst u. portofrei.

Monatsblätter für den evangelischen

Religionsunterricht

Zeitschrift für Ausbau und Vertiefung des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung in Schule, Kirche und Haus.

Herausgegeben von **Heinrich Spanuth,** Oberlehrer

Heft 1 (Januar) des 3. Jahrgangs enthält:

Orthodoxe und liberale Methode im Rel.-Unterr. Von Dr. **B. Wehnert.** — Die relig. Gedankenwelt älterer Volksschülerinnen. Eine relig.-psychol. Untersuch. Von Lehrer **H. Schreiber.** — Für die Praxis: Amos, der Prophet in der Volksschule. Von Seminar-Oberlehrer **Fr. Lehmensick.** — Nachrichten (Chronik: Religionslehre und Religionslehrer auf der preußischen Generalsynode. Von Oberlehrer **H. Spanuth.** — Alte und Junge auf der Berl. R.-lehrerkonferenz. — Instruktionskursus für den ev. R.-Lehrer an den höh. Schulen von Elsaß-Lothr. Von Prof. **Würtemberg.** — Aus der Reformbewegung in Hannover.) — Literatur: Vom Konfirmanden-Unterricht. Von Prof. Lic. **Niebergall.** Bücherbesprechungen v. Prof. D. **H. Holtzmann** u. Dr. **Alvermann.**

Ein Probeheft kostenfrei

Preis halbjährlich 3 M, Einzel-Heft 80 ₰. Ausgabe B, mit der Beilage „Blätter für religiöse Erziehung“ halbjährlich 3,30 M.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Verlag von Reuther & Reichard, Berlin W 35

Zeitschrift für den ev. Religionsunterricht

an höheren Schulen. In Verbindung mit vielen Schulmännern und Theologen herausgegeben von

R.-Gymndir. Dr. **H. Halfmann** Gymn.-Oberl. **H. Schuster**

XXI. Jahrgang. Inhalt des soeben erschienenen 2. Heftes:

Aufsätze. Noch einmal Paul Gerhardts Morgenlied „Wach auf mein Herz" (II.) (Würtemberg) — **Euckens Lebensphilosophie. (I.)** (Meinhold) — **Zur Herausgabe eines Schulandachtsbuchs.** (Steyer, Schuster) — **Die Verhältnisse des ev. Religionsunterrichts in Württemberg. (I.)** (Beck) — **Berichte. VII. Versammlung ev. Religionslehrer an den höh. Schulen der Provinz Hannover.** (Winkler) — Winkler, **Die Behandlung des Römerbriefs in der Prima;** Niemann, **Ablehnung des Spruchkanons d. d. Landeskonsistorium;** Spanuth, **Kirchl. Bindung der R.-L.** — **Rückblick auf die Ferienkurse für Religionswissenschaft u. Religionsunterricht in Jena vom 11. bis 17. August.** (Buchrucker) — **Das apologetische Seminar in Wernigerode.** (Lucassen) — **Literatur. Christliche Kunst.** (Grosse) — **Ueber Eucken** (Meinhold) — **Neues Testament** (Larfeld) — **Lesefrüchte.**

Jährlich 6 Hefte M. 6.—

Einen wohlfeilen Kunstschatz

bieten unsere Kunstblätter in Dreifarbendruck.
Format 27×36 cm
Preis 50 und 60 Pfg. das Blatt

Alte und moderne Meister

Wir empfehlen ferner unsere
Karten nach Gemälden der Dresdner- und andrer Galerien, sowie Flora- und Früchtekarten nach Natur-Aufnahmen.
Prospekte stehen auf Wunsch gratis zur Verfügung.
Anfertigung von Drucksachen aller Art in
Lichtdruck, Drei- und Vierfarbendruck, Autotypie.

Kunstverlag Römmler & Jonas G. m. b. H.
Dreden-A. 16

Soeben erschien in unserem Verlage:

Denkschrift über den zweiundzwanzigsten deutsch-evangelischen Kirchengesangvereinstag

in **Dessau** am 18. und 19. Oktober 1909

Die Denkschrift enthält außer den Gottesdienstordnungen, Verhandlungen usw. die Festpredigt von Pastor Jahr in Halle und den Vortrag über „Bachs Musik im Gottesdienst" von Dr. Rudolf Wustmann, Dresden-Bühlau, sowie auch die Leitsätze des Kgl. Musikdirektors Beckmann, Essen über „Der Organist im Hauptamte".

Preis 60 Pfg., bei 50 Exemplaren je 50 Pfg., bei 100 je 40 Pfg.

Breitkopf & Härtel in Leipzig

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Im Evangelischen Fröbelseminar Cassel
Wirtschaftliche und Soziale Frauenschule,
verbunden mit **Erziehungsheim** und **Kindergärtnerinnen-Seminar** (staatl. konzessioniert). **Fortbildungskurse** für geprüft. Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen zur Arbeit in Frauenschulen 18. Juli—3. August Ferienkurse für Lehrer und Lehrerinnen.
Das Kuratorium

Das Töchterheim des Ev. Diakonievereins
Cassel-Wilhelmshöhe, Lindenstraße
Heim für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.
Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf,** und die Leiterin **Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe.**

Kunstwartverlag G. D. W. Callwey, München

Kunstwartbücher

von Arthur Bonus

Rätselbuch 2 Bände und **Isländerbuch** 3 Bände.

Die Rätselsammlung kostet eleg. kart. M. 1,50, alle übrigen Bände je M. 4,—, geb. M. 5,—.

In der Christlichen Welt berichteten über die Rätselsammlung Gunkel 1907 Sp. 388 (Nr. 16), über die Isländergeschichten Monrad 1907 Sp. 896 (Nr. 37) und Sp. 976 (Nr. 40).

Ueber die beiden Einführungsbände (Rätsel II, Isl. III) schreibt Meyer-Benfey im Handwörterbuch „Religion in Geschichte und Gegenwart" Sp. 1305: „Wie diese Bücher ganz in der Hauptrichtung von Bonus' Denken liegen und auch im einzelnen das Problem der Entstehung der Religion direkt fördern, so sind sie zugleich Meisterwerke ästhetisch-ethischer Analyse und geschichtlich-psychologischer Erklärung großer Literaturgattungen."

Aus den Isländerbüchern erschien eine Jugendauswahl:

Isländerbuch Jugendauswahl

1.—3. Tausend eleg. kart. M. 2,50.

Morgenandachten dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen. J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

Soeben erschien der Registerband zur

Realencyklopädie
für
protestantische Theologie und Kirche

Unter Mitwirkung
vieler Theologen und anderer Gelehrten
in dritter verbesserter und vermehrter Auflage
herausgegeben von
D. Albert Hauck
Professor in Leipzig

M. 6.—, geb. M. 8.—

Vollständig in 22 Bänden M. 216.—, geb. M. 260.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Erlangen
Universität
Hier blinkt noch die goldene Burschenfreiheit!
Anmutige Umgebung. **Fränkische Schweiz.** Nahverkehr mit **Nürnberg** und **Bamberg.** Nach **München knapp 4 Std. Fahrtzeit.** Verkehrsverein

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis.** Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg